Armer Kerl

Autor(en): **Zopfi, Sam**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 38

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648135

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Nr. 38
31. Jahrgang

Die Berner Woche

Bern, 20. Sept.
1941

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Armer Kerl

Von Sam Zopfi.

Jakob Vogel lernte ein Mädchen kennen. Das war, als er den Garten des herrschaftlichen Hauses besorgte, in welchem das Mädchen diente. Der Umstand, daß er in der Küche gefüttert wurde, brachte ihn in die Nähe der Dienstboten und bahnte die Bekanntschaft an, die seinem Leben zum Verhängnis werden sollte.

Freilich, das Verhängnis steckte in ihm selber, seine Art, die Welt zu betrachten und Menschen und Dinge anzuschauen, brachten ihn schon früh in den Ruf eines Querkopfes, der mit jeder Umgebung in Konflikt geriet. Es war auch diesmal so, daß ihn die Mägde und Knechte des herrschaftlichen Hauses auslachten, wenn er erschien und beim Essen seine Gedanken über Leben und Welt vortrug. Das Dienstmädchen, das auf ihn einen großen Eindruck machte, lachte nicht weniger über ihn als die andern. Sie war aber schlimmer als die ältern Mägde, weil sie entdeckt hatte, daß er sie mit hungrigen Augen anschaute und nach und nach seine Predigten ausschließlich an sie richtete, und sie trug keine Bedenken, ihm den Kopf zu verdrehen und ein frevles Spiel mit ihm zu treiben.

Da diese boshafte Absicht von ihrem natürlichen Verlangen nach Liebe unterstützt wurde, plauderte sie allerlei Dinge aus ihrem vergangenen Leben und verriet Jakob Vogel eine verschollene, enttäuschte Liebe, halb in der Absicht, ihn damit eifersüchtig zu machen und erreichte auf diese Weise, daß er seine Anstrengungen, sie zu gewinnen, verdoppelte. Er fühlte in sich das Bedürfnis, ihre Enttäuschung dadurch wettzumachen, daß er sie heiratete und ihr den Glauben an das Leben, den ihr erster Angebeteter zerstört hatte, wieder gab.

Halb von ihrem sträflichen Spieltrieb, halb von der Rührung über seine Gutherzigkeit geleitet, ließ sie sich immer mehr mit ihm ein, bis sie ihm gestehen mußte, daß sie ein Kind erwarte. Er war voller Freuden und versprach ihr, alles zu tun, damit sie in kurzer Zeit heiraten könnten. Vor allem wollte er eine Stelle annehmen und sein Leben auf feste Grundlagen bauen.

In dieser Zeit fing das Leiden Jakob Vogels an. Das Mädchen ließ keinen Tag vergehen, ohne ihm zu zeigen, daß sie ihn seiner Armut wegen verachte, und lange Monate hindurch versicherte sie ihm, daß sie lieber das Kind allein haben werde, als mit ihm zusammen zu hausen. Er klagte bei seinen Freunden und überwarf sich mit mehr als einem von ihnen, wenn sie behaupteten, das Mädchen liebe ihn nicht, und er sei von Sinnen, wenn er sie heirate. Keiner brachte ihn von seiner Überzeugung ab, daß es seine Pflicht sei, des Kindes wegen den Schritt zu tun, und daß es nur einer Bekehrung der Frau bedürfe, um das Glück zu sichern. Daß er sie bekehren und zu andern Ansichten bringen könne, daran zweifelte Jakob Vogel nicht im mindesten. Er wurde auch nicht wankend, als sie ihm mit allem Eifer die bösartigen Aussprüche ihrer Bekannten über ihn und seine Armut übermittelte und ihm ohne Schonung alles vorhielt, was an ihm auszusetzen war: Daß er schiele, daß er beim Essen Manieren hätte, die man nicht ausstehen könne, daß er unschöne Hände habe.

Es kam aber doch zu einer Heirat, und zwar in dem Moment, als ihre Herrschaft, die Jakob Vogel ganz besonders herunter gesetzt hatte, sie aus dem Hause warf und als die Lästerinnen, die sie gegen ihn aufhetzten, ihr mit keiner Handreichung, geschweige denn mit irgendwelchen Mitteln Hilfe boten. Sie tat nun, was sie mußte, um vor der Schande Zuflucht zu finden. Sie sagte Ja. Und Jakob Vogel ging daran, sein Glück zu bauen. Er suchte eine Stelle und fand sie. Er pachtete einen Gemüsegarten, um seinen eigenen Haushalt versorgen zu können. Er mietete eine Wohnung und beschaffte sich Papiere. Und zwei Monate bevor das Kind kam, heiratete er die werdende Mutter und arbeitete wie ein Neger, tags in seiner Stelle als Bauarbeiter, nach Feierabend in seinem Pflanzgarten und weit in die Nacht hinein in der Wohnung, an Tischen und Stühlen, um den armseligen Hausrat zu vervollständigen.

Dann kam die Geburt und das Unglück. Denn die Frau, die unter den Folgen eines früheren Unfalles litt, gebar schwer und wurde sehr geschwächt, so daß sie, als Fieber auftraten, nicht genügend kräftig war, um widerstehen zu können und einer tötlichen Krankheit verfiel. Viele Wochen dauerte das Warten, und nach langem Hoffen und Verzweifeln vernahm Jakob Vogel endlich, daß er nur noch eine Tote besuchen könne. Er brach zusammen und beschuldigte die Ärzte, am Tode seiner Frau schuld zu sein. Sie hätten sie mit Einspritzungen umgebracht. Er geriet mit den Schwestern vor dem Spitaltor in eine unheilvolle Diskussion, die seinen Boden, auf dem er für sein Kind kämpfen zu müssen vermeinte, völlig untergrub.

Er warf den Schwestern an den Kopf, sie hätten die Einspritzungen, die sie zu unterlassen versprochen, fortgesetzt und dafür der Kranken die Frucht- und Spinatsäfte, die er für heilsam gehalten, unterschlagen. Als er solche Vorwürfe erhob, vernahm er, die Kranke habe seine Spinatkur verabscheut und in ihrer Schwäche nach den Spritzen gejammert. Überhaupt habe er sie mit seinen Besuchen nur gepeinigt. Sie habe sich geäußert, wenn sie gesund werde, wolle sie sich sofort scheiden lassen. Bei einem Manne, der ihr kaum Geld heimbringe und ihr zumute, ausschließlich vom Gemüse seines Gartens zu leben, werde sie nicht bleiben.

Er hielt diese Aussagen für Lügen. Aber die Enthüllungen, die diesem ersten Zusammenstoß folgten, brachten ihn zur Überzeugung, daß er den Schwestern Unrecht getan. Die Verwandten seiner Frau gaben ihm den Beweis, daß die Kranke gesagt, man möge dem Manne, dem es im Kopfe fehle, nur um Gotteswillen das Kind nicht überlassen. Unter dem Eindruck dieser Aussage ging er daran, die Tote zu begraben. Mit zerstörter Miene ging er umher, grüßte niemanden, lud keinen zum Begräbnis ein, überließ alles seinen Schwägerinnen und kam auf diese Weise vollends um die Reste von Vertrauen und Bedauern, die man ihm noch bewahrt hatte. In seiner Betäubung überhörte er, daß der Geistliche am Sarge kein Wort für den trauernden Vater fand und nur das Vermächtnis der Mutter erwähnte, das erfüllt werden müsse.

Zwischen ihm und dem Leben waren alle Brücken zerstört, und er war völlig hilflos und verstand nicht, auch nur eine einzige wieder herzustellen. Willenlos ließ er geschehen, daß man ihm das Kind wegnahm und ihn verpflichtete, für seinen Unterhalt zu sorgen. Aber er sorgte nicht, sondern verkam langsam in der Zerstörung, die sein Innerstes getroffen.